Befunde zur Weltverbesserung

Matthias Manders Roman „Der Brückenfall oder Das Drehherz“

Von Christian Teissl

Matthias Mander schreibt mit seinem neuen Roman jene Linie fort, die er mit „Garanas oder Die Litanei“ vor vier Jahren begonnen hat. Wenn sich auch die Thematik seither gewandelt hat, so ist doch die Art der Komposition, der Figuren- und Weltgestaltung unverändert geblieben.

Garanas als geografischer Gegenpol zu Wien ist auch in Manders neuem Roman von größter Bedeutung; dieser Ort steht freilich nicht für eine Absage an die Machenschaften der gegenwärtigen Welt, nicht für einen endgültigen und unwiderruflichen Rückzug, sondern für immer neue Aufbrüche in eben diese Welt. Er ist somit nicht Endpunkt, sondern, wieder und wieder, Ausgangspunkt für den fiktiven Autor des „Brückenfalls“, Johann Zisser, der uns bereits aus dem vorangegangenen Roman vertraut ist und den wir als ein Alter Ego des Autors ansprechen dürfen.

Seine Gestalt ist nicht einfach zu fassen, der Umriss seiner Persönlichkeit bleibt im Vagen; er drängt sich nicht in den Vordergrund, lenkt die Aufmerksamkeit nicht auf sich. Seinem Wesen nach ist er selbstlos, gleichzeitig aber stets im Zweifel über seine Selbstlosigkeit. Er steht der Geschichte, die er uns zu erzählen versucht, nicht als Souverän gegenüber, er verfügt nicht über sie, sondern stellt sich in ihren Dienst.

Die Geschichte beginnt mit folgendem Satz: *„Das Vorbild einer Romanperson war gestorben, und viele andere Buchgestalten baten nun den Autor um die Grabrede.“* Zisser trifft bei diesem Begräbnis einen ehemaligen Arbeitskollegen wieder, Karl Plach, der nur mehr durch ein künstliches Herz, ein „Drehherz“, am Leben erhalten wird. Dieser konfrontiert ihn bald darauf mit einem überaus dringlichen Schreibauftrag, und so kommt es in weiterer Folge zu einem Treffen und einer längeren Aussprache zwischen den beiden. Plach appelliert dabei an Zissers Gewissen als Schriftsteller, und lässt diesem im Grunde gar keine andere Wahl, als den Auftrag anzunehmen. Gemeinsam unternehmen sie schließlich den Versuch, Schicksal und tragische Größe von Karl Plachs Vater, Joseph, anhand vorhandener Dokumente und hinterlassener Schriften sukzessive aufzuarbeiten und für die Nachwelt in erzählender Form darzustellen.

Joseph Plach hatte, als führender Theoretiker an der Technischen Hochschule in Wien, bereits in der Planungsphase die Fehlerhaftigkeit der Reichsbrücke, ihre fehlerhafte Konstruktion, ihre den geologischen Gegebenheiten unangemessene Bauweise erkannt und deren Einsturz, zu dem es dann bekanntermaßen am 1. August 1976 kommen sollte, prophezeit, war aber mit seiner Kritik auf taube Ohren gestoßen und schließlich aus seinem Lehramt vertrieben worden.

Jede Kritik an diesem Renommierprojekt des Ständestaates wurde, wie sich an seinem Schicksal erweist, als ein *„unpatriotischer Akt“*, ja geradezu als Verrat angeprangert, und der Kritiker geriet in völlige Isolation. Aus dieser wusste sich Joseph Plach keinen anderen Ausweg als den Freitod.

„Der Brückenfall oder Das Drehherz“ vereint viele Qualitäten und Eigenheiten von Manders bisherigem Schaffen, bündelt sie und bereichert sie durch neue Facetten. Viele Querbezüge formaler, stilistischer wie inhaltlicher Natur lassen sich zu den schon erschienenen Romanen des Autors herstellen. Das Arbeitsprinzip des „Textes im Text“, die fortwährende Thematisierung des Schreibens und der Literatur, die Einführung fiktiver Autoren in den Roman-Kosmos findet sich in dem bisherigen Werk des 1933 in Graz geborenen Autors ebenso wieder wie die Darstellung eines kollektiven Schreibprozesses.

Was Mander in seinem Roman „Wüstungen“ (1985) eine seiner Figuren aussprechen lässt, liest sich im Hinblick auf sein neues Buch als ein ethisches Programm – und darüber hinaus als eine Maxime, in der das wesentliche Element seines Romanschaffens gebündelt ist: *„Die Welt lieben und so in ein von mir gewähltes Bezugssystem bringen, dem sie nicht ohne Verbesserung entkommt.“* Die Welt-Befunde fallen – wie schon in „Garanas“ – auch hier ernüchternd aus: Die Umwelt wird von den zentralen Figuren als feindlich, als abweisend, als gleichgültig erlebt; dennoch halten sie alle – und mit ihnen der Autor – an eben diesem Programm fest: die Welt zu lieben und eine Ordnung zu schaffen, mit deren Hilfe eine kleine Korrektur wenigstens möglich sein könnte.

Matthias Mander: Der Brückenfall oder Das Drehherz. Roman. Czernin Verlag, Wien 2005, 320 Seiten.

Die Donau Thema ein Lauf des Natur-, St Donau“ is

Po

Eine

Eigent über Reich-Ra gesagt u sei. In se tobiograf Literaturk seinen schließlic legt – u dem wu kannteste ker sein massenta bei auf N verzichte

Geigentons, von der Berührung durch das Faurésche Requiem in Bad Homburg zum sterbensseligen Heurigenlied und zur Linzer Klangwolke als einer Manifestation heutiger ars electronica, von der Schule der Behutsamkeit bis zu den Schwierigkeiten der Ausübung einer theological correctness – der Pendelschlag zwischen den Gegensärzlichkeiten, das Rotieren zwischen Kritik und Schwärmerei, zwischen Abscheu und Wertschätzung - sie suggerieren das Ganze, die Weisheit dessen, dem der scharfe Durchblick und die Zeirspanne für eine lange vergleichende Rückschau geschenkt wurde.

Der Nachwortverfasser Reinhard Hosch hebt den Prozess-Charakter der Texte und die Dankbarkeit des Autors gegenüber den Porträtierten hervor sowie das Frankophile, das sich in einer Affinität zu den barocken Oraisons funèbres als auch zur aufklärerischen Conre philosophique vermischt.

Franz Richter ist zu diesem Wurf zu gratulieren, den er sich abgerungen hat allen gesundheitlichen Malaisen zum Trotz, um die er als ein sich nicht in die Verdrängung flüchtender klarer Kenner und Erkenner physiologischer Zusammenhänge weiß.

Wir als Nutznießer dieser Vielfalt des Vordenkens und Vorausformulierens können wohl nicht mehr – aber auch nichr weniger – als ein „Dankeschön" aussprechen.

Grafiken des Künstlers Horst Aschermann ergänzen als optische und bildnerische Zutat das Verbale und deuten mit ihren Sujets und Titeln „Begegnungen", „Urvogel", „Kathedrale" und „Porträt" die Wesensverwandtschaft an.

Alfred Warnes

Matthias Mander
DER BRÜCKENFALL ODER DAS DREHHERZ. Roman.
Czernin Verlag, Wien 2005
ISBN 3 7076 0062

In diesem stringenten Roman werden reale und fiktive Schicksale derart verbunden, daß der Leser Erfundenes und Reales mitunter kaum zu trennen vermag. Das solcherart Erwirkre stellt aber keine falsche Realität dar, sondern ist als eine hybride Synthese von Erfahrenem, Recherchiertem und in die Sprache eingefaltetem Wissen zu begreifen.

Im Mittelpunkt steht der Einsturz der Wiener Reichsbrücke am 1. August 1976, 39 Jahre nach ihrer Errichtung. Ursache des Einsturzes waren mangelhafte Betonqualität und der Umstand, daß das ungeheure Gewicht der falschen Kettenbrücke auf einem zu schwachen Druckpunkt lastete und weil man auf eine Verspreizung des gigantischen Großprojektes an den Ufern in festen Brückenköpfen aus politischen und wirtschaftlichen Gründen verzichten mußte.

Die Geschichte der Wiener Reichsbrücke involviert auch das Schicksal des Mathematikers Joseph Plach, der die Katastrophe schon früh voraussah, dessen Warnungen aber in den Wind geschlagen wurden, ja, mehr noch, man entfesselte eine Hetzjagd auf den unliebsamen, gelehrten Warner, entzog ihm den Lehrsaal an der Universität und verhängte über ihn ein absolutes Rede- und Publikationsverbot. Schamlos wurde er zu Tode gehetzt. Er beging schließlich Selbstmord und nahm auch seine Frau in den Freitod mit.

Mander interpretiert diesen in Kontakt mit einer aus den Fugen geratenen Welt. Der Roman wird zum Ab- und Inbild einer Zeit, in der das Böse in die Herzkammer

eingebrochen ist. Der Befund über das individuelle Schicksal wird zum Befund über eine verantwortungslose, machthungrige und von einem falschen Fortschrittsglauben gelenkte Welt, die nur in Prozenten denkt und den augenblicklichen Nutzen über das Menschliche stellt.

Es ist symptomatisch, daß eine der Romanfiguren ein künstliches Herz hat. Der Puls schlägt nicht mehr. Nur durch fortwährende Drehung, durch elektrischen Srrom wird der Blutstrom weitergeschoben. Vom Drehherz ist es nur mehr ein Schritt zum Drehhirn, das von Phrasen und Ideologien gefüttert wird.

Obwohl Matthias Mander gleich zu Beginn seines Romans nachhaltig betont, daß es sich um niemandes Biographie handle und alle Handlungen, Personen, Romanfiguren und Abläufe frei erfunden seien, räumt er gleichzeitig ein, daß seine Romanfiguren von tatsächlich lebenden Personen angeregt wurden. Es liegt auf der Hand, daß das Schicksal Joseph Plachs auf weiten Strecken mit der Romanhandlung identisch ist. Am Ende der epischen Schilderung steht, gleichsam als Schlußstein, bezeichnenderweise auch ein Verzeichnis historischer Personen, auf die in teils direkter offener Form, teils indirekt Bezug genommen wird.

Was ist dieser kenntnisreiche und mit manchen Stellen auch provozierende Roman „wirklich"? Doch Dokumentation? Oder doch „nur" Ersonnenes, Fiktives? Der Widerspruch löst sich auf, sobald man erkennt und einräumt, daß a l l e s Erdachte aus der "Halbdrehung aus der Wirklichkeit" (S. 312) heraus zu verstehen ist.

Nicht zuletzt ist dieser Roman auch ein Ab- und Inbild der politischen Situation in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts, im besonderen der in Österreich.

Matthias Mander stellt mit diesem seinem jüngsten Roman hohe Ansprüche an den Leser. Der Erzählfluß wird durch Einschübe unterbrochen: durch Zitate aus Protokollen, nüchternen wissenschaftlich-technischen Definitionen, Anmerkungen zur Politik und Psychologie, zur Struktur einer irrwitzigen Zeit, die zu Gewaltorgien neigt, aber auch mit persönlichen Erinnerungen des Autors an prägende Erfahrungen und Eindrücke in seiner Kinderzeit, unter anderem daran, wie er als Siebenjähriger, der Weisung einer Tante Folge leistend, hungernde jüdische Zwangsarbeiter auf dem Flugfeld von Seyring mit Suppe versorgte und an den Einmarsch der Roten Armee, den er mit überwachen Augen verfolgte und registrierte. Doch hier ist nicht der Ort, sich auf Einzelheiten einzulassen. Zudem wäre eine Konzentration auf sie auch eine ungerechte und ungebührliche Ablenkung von der Botschaft, die Matthias Mander vermitteln will. Sie läuft auf die mahnende Erkenntnis hinaus, daß Leben nur durch den Einsatz des eigenen gerettet werden kann, auf die Forderung, der Lüge, der Menschenverachtung, dem Machtrausch und einer überheblichen Technokratie, die das Eigentlich-Menschliche verbannen und durch totale Mechanisierung ersetzen will, beherzt entgegenzutreten.

„Der Brückenfall" ist ein titanischer Roman von denkerischer Gewalt, aktuell und zeitenthoben.

Was Matthias Mander p o e t i s c h leisten könnte, erhellt aus seinen anschaulichen Landschaftsschilderungen, die dem steirischen Berg- und Hügelland, vor allem aber der himmeloffenen Ebene nördlich von Wien gelten, deren stille Schönheit er preist. Eine Fahrt durch die Gegend um Seyring gibt ihm sogar das Gefühl des Fliegens ...

Paul Wimmer

LITERATUR AN DER SCHMERZGRENZE

Zu Matthias Manders neuem Roman „Der Brückenfall oder das Drehherz".
Wien (Czernin-Verlag) 2005

Manders neuer Roman ist Literatur an der Schmerzgrenze. Anders kann man die von Kapitel zu Kapitel sich drehende Schraube der Vergeblichkeit des Bemühens, eine vorauszusehende weil vorausberechnete Katastrophe zu verhindern, nicht bezeichnen. Im Mittelpunkt des Geschehens steht der Professor der technischen Mathematik Joseph Plach, der 1936 den Einsturz der im Bau befindlichen, im Jahr 1937 mit einem großen Staatsakt eröffneten Wiener Reichsbrücke voraussagt – was dann, wie erinnerbar, am frühen Morgen des Sonntags 1. August 1976 tatsächlich eintrifft. Es sind nicht nur Materialschwindel, Kapitalmangel oder Kollegenneid, die an dieser Schraube kräftig drehen, es ist die Staatsraison selbst, die eine Korrektur nicht mehr bewältigt. Der innenpolitisch geschwächte Ständestaat will der zunehmenden nationalsozialistischen Bedrohung einen „Beweis" der Lebensfähigkeit Österreichs entgegensetzen und will ihn durch den als technische Glanzleistung propagandistisch ausgeschlachteten Brückenbau erbringen. So wird der Warner zum Staatsfeind. Das einzige, was man vom Professor noch wissen will, bevor man ihm, weil man vor seiner Berechnung kapitulieren muss, den Hörsaal versperrt, ist die Beantwortung der Frage: „Wie lange wird sie halten?" Plach: „Maximal vierzig Jahre." Im Geiste gequält von der Vorstellung der sicheren, aber in ihrem genauen Eintreten unbekannten Katastrophe, die Hunderte, ja Tausende Menschen in den Tod reißen würde, will der Geächtete durch den Selbstmord, den er zusammen mit seiner Frau begeht, das Gewissen der Verantwortlichen aufrütteln. Genauer hätten die Berechnungen des Professors nicht sein können. Im 40. Jahr nach ihrer Eröffnung hat die Bewegung des instabilen Bodens die Brückenauflagen so weit auseinander gezogen, dass sie einstürzt. Glücklicherweise kommt nur ein Passant ums Leben.

Die Brücke als Metapher

Diese Hinweise lassen ahnen, dass die Brücke hier nicht nur zum Auslöser einer Reihe sich steigernder Auseinandersetzungen um das Bauwerk wird (wobei der Autor in seiner Fähigkeit zur Darlegung technischer Fragen brilliert), sondern als Dingsymbol fungiert, in dem mehrere Themen zusammengeführt werden: der Kampf um die Korrektur der Planungsfehler, der Überlebenskampf Österreichs gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland, die bereits „eingestürzte Brücke" zwischen den unversöhnlichen politischen Lagern Österreichs, das Kriterium der „Tragfähigkeit" der Sprache in der Wissenschaft, aber auch in der Literatur. Es geht um die „Tragfähigkeit" in einem umfassenden Sinn: Was ist das, was wirklich trägt, was tragen muss, sollen Menschen jene Kommunikationsgemeinschaft bilden, die Gesellschaft und Staat zu Grunde liegen muss? In immer neuen Anläufen stellt der Autor diese Thematik in gegensätzlichen Situationen dar. Da steht auf der einen Seite Effekthascherei, Blendung, Durchboxen von Interessen, auf der anderen treue Arbeit, Genauigkeit, Solidarität und Einspringen füreinander, mit Liebe gezeichnet (das Verbum „würdigen" kommt in vielen Abwandlungen vor) bei den einfachen Menschen, Monteuren, Bauern, Krankenhauspersonal. Das Schicksal Plachs wird zur Offenbarung dieser Gegensätzlichkeit: „Joseph Plach war ein Nüchterner in einer bedrohlichen Gesellschaft von Besoffenen." (57)

Beeindruckend ist das Material, das der Autor aus Geschichte Österreichs in den Dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts hineinverarbeitet. Die beiden politischen Lager, das christlichsoziale und sozialdemokratische, erscheinen je auf ihre Weise an ihre ideologischen Positionen gefesselt, was sie des nötigen Handlungsspielraums beraubt, der ihnen die Möglichkeit zum einzig erfolgversprechenden, weil vereinigten Kampf gegen Hitler-Deutschland geben würde. Die nationalsozialistischen Propaganda hat bei dieser inneren Zerrissenheit ein leichtes

Spiel, die weitere österreichische Eigenstaatlichkeit lächerlich zu machen. Der Autor verhehlt auch nicht seine Betroffenheit über Karl Renners Zustimmung zum „Anschluss" und widmet dem publizistischen Widerstand gegen die nationalsozialistische Verführung ein umfangreiches Kapitel. Darin setzt er dem unter dem Pseudonym Thomas Murner schreibenden Dr. Alfred Missong („Der Nazispiegel", 1932) ein literarisches Denkmal. Der unsichtbare, aber bewegliche Sandboden unter den Fundamenten der Brücke wird damit zum Symbol einer Sprache und Kultur, die immer mehr in die Fänge der Barbarei gerät.

In die Fänge einer Barbarei anderer Art gerät auch die zweite Hauptperson, der Sohn des Professors, Karl Plach, Techniker wie sein Vater, der vor dem Freitod das Kleinkind der Familie seiner Schwester zur Fürsorge übergeben hatte. Er wird zum Opfer seines verbrecherischen Schwiegersohns, der sich zuerst seine Tochter hörig macht, dann mit immer neuen Stalking-Manövern seine Frau in den Selbstmord treibt und schließlich, indem er in das Computer-Programm seines Drehherzen eindringt, seinen Tod herbeiführt. Im Vorgefühl, dass seine Kraft nicht mehr ausreichen würde, sein Lebensprojekt, die Tragödie seines Vaters dokumentarisch aufzuarbeiten, ruft er Johann Zisser, einen aus dem Roman „Garanas" bekannten Schriftsteller um Hilfe (man erahnt dahinter die Konturen des Autors), der nun seinerseits in die Machenschaften des Stalking-Verbrechers gerät. Der sterbende Karl Plach kann aber noch die Beweise liefern, die den Verbrecher endgültig überführen.

Zeit als Bedrängnis

Die erzählte Zeit reicht vom Jahr 1936, dem Jahr des Doppelselbstmords des Ehepaars Plach, bis zum Jahr 2002, dem Tod seines Sohnes Karl an den Folgen der verbrecherischen Machenschaften seines Schwiegersohns. Das sind 66 Jahre, in biblischer Symbolik eine „verstärkte" Zahl der Unvollkommenheit, ein Zeitraum der „Bedrängnis", in dem die Gerechten „im Feuer geprüft werden". Geschichtlich gesprochen sind es die Jahre vom Nationalsozialismus bis in das Computer-Zeitalter. Der Anfang steht im Zeichen eines staatlichen Irrgangs, am Ende die Verbrechenstat eines einzelnen, in der sich aber eine ethisch orientierungslos gewordene Gesellschaft manifestiert. Das Böse wandelt seine Gestalt, aber nicht seine Macht. Sie tarnt sich mit den Masken „Prestige", „Erfolg", „Vorteil", „Gewinn", „leichtes Spiel" oder „Staatsraison". Sohn Plach steht im Kampf um die Aufdeckung dieser Masken des Bösen: „Jetzt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts – das ganze 20. Jahrhundert im Blick – von Tsushima bis Nagasaki, von Sarajevo bis Berlin, von Dachau bis Auschwitz – wäre jede weltliche Heilsgewissheit eine Wahrheitslästerung! Visionen sind als Illusionen entlarvt. Unbezähmbare Raubtierhaftigkeit bricht in allen Rängen wissenschaftlich hochgerüstet durch. Wertfreie Sofortwirkungen gelten als pragmatischer Handlungsansatz." (60) Alle Lebensbereiche, von Familie bis zu Staat, Wirtschaft und Wissenschaft, unterliegen derselben Bedrohung. Der Brückenfall von Wien ist wie eine Metapher für etwas, das in all diesen Lebensbereichen, auf je verschiedene Weise immer wieder geschehen kann. Die biblische Mahnung „Seid wachsam!" möchte man als Folie des gesamten Textes bezeichnen. Das vom Autor tief gefühlte Verhängnis Österreichs bildet, so möchte man ergänzend hinzufügen, den Hintergrund eines großen Werkes, das 1937, im Jahr der pompösen Brückeneröffnung, in Wien uraufgeführt wurde: Franz Schmidts Vertonung der Apokalypse des Johannes („Das Buch mit den sieben Siegeln"), ein Oratorium, das die Zeit der Bedrängnis und die Aufdeckung der Herrschaft der Lüge („Babylon") musikalisch zur Sprache bringt.

Ringen um eine neue Erzählform

Der Roman greift in seiner Erzähltechnik auf ein, allerdings etwas abgewandeltes bewährtes Muster zurück: Da ist einerseits jemand, der das Material sammelt (Karl Plach), der aber der

andererseits nicht in der Lage ist, daraus eine Geschichte zu machen. Dies besorgt dann der „Autor" (Johann Zisser). Diese Konstellation gibt den Beiden reichlich Gelegenheit, zu grundsätzlichen Fragen des Schreibens Stellung zu nehmen. Angesichts der bestürzenden Einsichten in das Schicksal von Vater und Sohn Plach wird dem Schriftsteller die Sinnhaftigkeit des Schreibens immer wieder zur Frage. In Kapiteln, die mit „Zissers Einsprechung" überschrieben sind, legt er sich in wiederholten Anläufen die Frage nach den letzten Gründen seines Schreibens vor: „Ist sogar die Titanenarbeit des Romanschreibens eine Resignationsform? Das Verwandeln von Leid in Form, aber nicht in Freude; Entfaltung der Besserungskraft in Sätzen, nicht in Bewegung; der Wut in Sprache, aber nicht in Freiheit.... Dennoch: Bei der Vorstellung, kein Schriftsteller zu sein, erfasst mich Panik! Als ob ich dann eine leer laufende Mühle wäre..." (72) Seinem Nachdenken werden Parteien, Ideologien, Religionen, auch die Wissenschaften zum Problem: Wem dienen sie zuletzt? Verlocken sie die Menschen nicht zu einer Fahrt auf einer „Gespensterbahn"? (137) Ob es nicht gerade der besondere Dienst der Literatur wäre, die je verschiedenen „Gespensterbahnen" auszumachen? „Gäbe es eine Disziplin, die durchblickend, querdenkend, schöpferisch, welthältig und gottvoll genug sein könnte, Auswege zu entwickeln: Die Literatur?" (137)
Die Wissenschaft, von der man sich so viel erhofft, entfernt sich immer mehr vom Menschen, ihre „Aufklärung" dient nicht mehr dem Menschen. Darum versteht er sich selbst immer weniger und wird umso leichter zum Opfer von irgendwelchen Heilsversprechungen: „Der Roman ist viel stringenter als Wissenschaft, ihm ist keine Form auferlegt, außer jener, die sich aus der Isomorphie [Übereinstimmung, W.H.] mit personalem Erleben ergibt. Er unterliegt keinem Fachbereich, keiner Disziplinkonvention, er ist einem viel härteren Kriterium ausgesetzt: Der Repräsentanz des Objektiven im subjektiv abrollenden Kosmos. Der Stoff ist das All, der Stil folgt dem Gestammel eines kleinen blinden Geschöpfs." (35) (Man denkt an Wittgensteins Satz im „Tractatus" erinnert: „Wir fühlen, dass selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Probleme gelöst sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.")
Bereits die bisherigen Zitate lassen den unverwechselbaren Mander-Stil erkennen, der so gar nicht der konventionellen Leser-Erwartung gegenüber einem Roman entspricht. Auch darüber unterhalten sich die beiden „Autoren", wenn sie einander den Vorwurf machen (den vielleicht auch mancher Leser an bei sich erwägt), nämlich ihrer Prosa mangle es an „Intimität": „Plach beruft sich auf seine technische Ausbildung und seinen Beruf als Ingenieur sowie vor allem auf seine seelische und körperliche Verstörtheit, die eine andere als eine analytisch-kritische, statisch-substantivische Sprache nicht zulassen." Zisser seinerseits bittet um Verständnis dafür, dass er zwar „mit Fleiß", aber angesichts der Bedrohungen nur „unter seelischem Selbstschutz" schreiben könne." (58)

Ästhetik des Abgrunds

Die Begleitung des Geschehens durch die Reflexion auf die Schwierigkeiten seiner sprachliche Umsetzung kommen manchem Einwand zuvor, den der Leser da und dort erheben möchte. So etwa, wenn er in den Wortmeldungen des „Verbrechers" doch auf sehr viel Intellektualität stößt, die mit der Brachialgewalt, mit der er vorgeht, nicht zusammengehen gehen will. Oder im Kapitel mit dem Gespräch des Ehepaars vor dem Selbstmord, wo der Professor (im vollen Wissen darum, seinen kleinen Sohn zum Vollwaisen zumachen!) vor seiner Frau die moralische Berechtigung dieser Tat postuliert (Sie: „Joseph, wir ... sterben ... jetzt." Er: „Ja, Franziska, aber dem Leben dienend." [270]). Hier stößt der Leser an die Grenzen der Nachvollziehbarkeit. Man darf sich aber nun tatsächlich nicht auf diese Sätze fixieren. Denn im anschließenden Schreiben des Sohnes an den Schriftsteller finden sich Einschränkungen, die jene Nachvollziehbarkeit „nachreichen", die man vorher vermisst hat: „Vielleicht war der Sitz seines [i. e. des Vaters] Entsetzens weniger das Sprachzentrum Gehirn als das Herz voll jener Enttäuschung über nicht ausnahmsweisen, abseitigen, sondern allgemeinen und offiziellen

Wertverfall." Und über die Eltern beide mutmaßt er, dass sie wahrscheinlich „einerseits kleiner, hilfloser, verängstigter, verwirrter waren, als man es nach dem Lesen Ihrer Kapitel vermuten würde, andererseits in ihrem doch wahrhaft bitteren Martyrium aufgrund seiner Form- und Folgenlosigkeit noch schockierender, herzzerreißender, erstickend abgründiger, als es bisher ausgesprochen wurde, gelitten haben." (279).

Eine vieldiskutierte Problematik lautet ja, ob der Schrecken, das Grauen, der Abgrund für die Ästhetik überhaupt zugänglich ist. Th. W. Adorno stellte einst die Frage, ob es nach Auschwitz noch möglich sei, Gedichte zu schreiben. Jeder Autor, der sich an die Abgründe von Menschsein und Geschichte heranwagt, wird sich diese Frage neu zu stellen haben. Mander beantwortet sie mit einer Erzählweise, in der die Brechung von Fakten- und poetisch-ästhetischer Perspektive konstitutiv in die Darstellung eingeht. Das verlangt jedoch dem Leser einiges ab. Er hält immer nur die Enden eines der beiden Textstränge in den Händen, sie verbinden sich nicht zu einer „versöhnenden" Gesamtschau. Auch der Schriftsteller Zisser gibt es am Ende auf, ein Letztes sagen zu wollen. Auf einer Bergkuppe seiner steirischen Heimat hilft ihm die Landschaft, die Geschichte und ihren Text loszulassen: „Vor dieser Sicht durfte er den Anspruch aufgeben, Vollständiges geliefert zu haben, aber auch die Angst, für Unerfüllbares büßen zu sollen." (310) Man möchte es dem Schriftsteller Mander wünschen, dass er den Trost, den sein Alter-Ego Zisser aus der Landschaft ziehen kann, auch aus dem Blick auf die literarische Landschaft ziehen kann, in der ein (quer laufender) Höhenzug aus den Tiefen seines Wortes aufgefaltet wurde.

Bozen, am Fest der Unschuldigen Kinder 2005

P. Willibald Hopfgartner

meinde führt. Die dadurch heraufbeschworenen Situationen werden mit Witz und einfühlendem Humor geschildert, nicht ohne konfessionsübergreifende Anteilnahme.

Elf Erzählungen, elf völlig unterschiedliche Perspektiven, die in der biblischen Figur (Tob. 3,8.17) des Asmodi/Asmodäus, dem König der Dämonen, als Protokollführer gleichsam zusammenlaufen. Er wird als Ursache der Zwietracht zwischen Pfarrer und Gemeinde erfahren oder erfahrbar gemacht. So lässt das Buch einen Blick hinter die Fassade des Pfarrhauses werfen und vermittelt bisweilen erschütternde und beklemmende Eindrücke: Scheitern und Versagen werden nicht beschönigt, wir sehen Gefühlskälte und Nächstenliebe in unmittelbarer Nachbarschaft. Das Pfarrhaus steht wie ein erleuchtetes Glashaus vor Augen, es mangelt nicht an Skurrilität, auch nicht an humorvollen Episoden, wie sie sich eben in der Zeit zutragen. Das Pfarrhaus begegnet als „Haus in der Zeit", das nicht abgeschirmt ist von den Ereignissen des Tages, vielmehr eingebettet wird in die spezifisch österreichische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Es ist das erste Mal, dass das evangelische Pfarrhaus in seiner österreichischen Fassung portraitiert wurde – von einem Insider mit literarischem Anspruch. Die Lektüre ist ebenso anspruchsvoll, wie man sie von einer „Pastoraltheologie" auch nicht anders erwarten kann. Wer sich für das Pfarrhaus interessiert, für die Gefährdungen des Pfarrerberufes, insbesondere in seiner historischen Dimension, der wird zu diesem Buch mit reichem Gewinn greifen. Jedem, der sich anschickt, den Beruf eines Pfarrers zu ergreifen, sollte es zur Pflichtlektüre gemacht werden.

Karl W. Schwarz

Matthias Mander: Der Brückenfall oder das Drehherz. Wien (Czernin) 2005, 318 Seiten, ISBN 3-7076-0060-2

Im Mittelpunkt des Geschehens steht der Professor der technischen Mathematik Joseph Plach, der 1936 den Einsturz der im Bau befindlichen, im Jahr 1937 mit einem großen Staatsakt eröffneten Wiener Reichsbrücke voraussagt – was dann, wie erinnerbar, am frühen Morgen des Sonntags 1. August 1976 tatsächlich eintrifft. Manders neuer Roman ist Literatur an der Schmerzgrenze. Anders kann man die von Kapitel zu Kapitel sich drehende Schraube der Vergeblichkeit des Bemühens, eine vorauszusehende weil vorausberechnete Katastrophe zu verhindern, nicht bezeichnen. Es sind nicht nur Materialschwindel, Kapitalmangel oder Kollegenneid, die an dieser Schraube kräftig drehen, es ist die Staatsraison selbst, die eine Korrektur nicht mehr bewältigt. Der innenpolitisch geschwächte Ständestaat will der zunehmenden nationalsozialistischen Bedrohung einen „Beweis" der Lebensfähigkeit Österreichs entgegensetzen und will ihn durch den als technische Glanzleistung propagandistisch ausgeschlachteten Brückenbau erbringen. So wird der Warner zum Staatsfeind. Das einzige, was man vom Professor noch wissen will, bevor man ihm, weil man vor seiner Berechnung kapitulieren muss, den Hörsaal versperrt, ist die Beantwortung der Frage: „Wie lange wird sie halten?" Plach: „Maximal vierzig Jahre." Im Geiste gequält von der Vorstellung der sicheren, aber in ihrem genauen Eintreten unbekannten Katastrophe, die Hunderte, ja Tausende Menschen in den Tod reißen würde, will der Geächtete durch den Selbstmord, den er zusammen mit seiner Frau begeht, das Gewissen der Verantwortlichen aufrütteln. Genauer hätten die Berechnungen des Professors nicht sein können. Im 40. Jahr nach ihrer Eröffnung hat die Bewegung des instabilen Bodens die Brückenauflagen so weit auseinander gezogen, dass sie einstürzt. Glücklicherweise kommt nur ein Passant ums Leben.

Diese Hinweise lassen ahnen, dass die Brücke hier nicht nur zum Auslöser einer Reihe sich steigernder Auseinandersetzungen um das Bauwerk wird (wobei der Autor in seiner Fähigkeit zur Darlegung technischer Fragen brilliert), sondern als Dingsymbol fungiert, in dem mehrere Themen zusammengeführt werden: der Kampf um die Korrektur der Planungsfehler, der Überlebenskampf Österreichs gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland, die bereits „eingestürzte Brücke" zwischen den unversöhnlichen politischen Lagern Österreichs, das Kriterium der „Tragfähigkeit" der Sprache in der Wissenschaft, aber auch in der Literatur. Es geht um die „Tragfähigkeit" in einem umfassenden Sinn: Was ist das, was wirklich trägt, was tragen muss, sollen Menschen jene Kommunikationsgemeinschaft bilden, die für Gesellschaft und Staat konstitutiv ist? In immer neuen Anläufen stellt der Autor diese Thematik in gegensätzlichen Situationen dar. Da steht auf der einen Seite Effekthascherei, Blendung, Durchboxen von Interessen, auf der anderen treue Arbeit, Genauigkeit, Solidarität und Einspringen füreinander, mit Liebe gezeichnet (das Verbum „würdigen" kommt in vielen Abwandlungen vor) bei den einfachen Menschen, Monteuren, Bauern, Krankenhauspersonal. Das Schicksal Plachs wird zur Offenbarung dieser Gegensätzlichkeit: „Joseph Plach war ein Nüchterner in einer bedrohlichen Gesellschaft von Besoffenen." (57)

Beeindruckend ist das Material, das der Autor aus Geschichte Österreichs in den Dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts hineinverarbeitet. Die beiden politischen Lager, das christlich-soziale und sozialdemokratische, erscheinen je auf ihre Weise an ihre ideologischen Positionen gefesselt, was sie des nötigen Handlungsspielraums beraubt, der ihnen die Möglichkeit zum einzig erfolgversprechenden, weil vereinigten Kampf gegen Hitler-Deutschland geben würde. Die nationalsozialistischen Propaganda hat bei dieser inneren Zerrissenheit ein leichtes Spiel, die weitere österreichische Eigenstaatlichkeit lächerlich zu machen. Der Autor verhehlt auch nicht seine Betroffenheit über Karl Ren-

ners Zustimmung zum „Anschluß“ und widmet dem publizistischen Widerstand gegen die nationalsozialistische Verführung ein umfangreiches Kapitel. Darin setzt er dem unter dem Pseudonym Thomas Murner schreibenden Dr. Alfred Missong („Der Nazispiegel“, 1932) ein literarisches Denkmal. Der unsichtbare, aber bewegliche Sandboden unter den Fundamenten der Brücke wird damit zum Symbol einer Sprache und Kultur, die immer mehr in die Fänge der Barbarei gerät.

In die Fänge einer Barbarei anderer Art gerät auch die zweite Hauptperson, der Sohn des Professors, Karl Plach, Techniker wie sein Vater, der vor dem Freitod das Kleinkind der Familie seiner Schwester zur Fürsorge übergeben hatte. Er wird zum Opfer seines verbrecherischen Schwiegersohns, der sich zuerst seine Tochter hörig macht, dann mit immer neuen Stalking-Manövern seine Frau in den Selbstmord treibt und schließlich, indem er in das Computer-Programm seines Drehherzen eindringt, seinen Tod herbeiführt. Im Vorgefühl, dass seine Kraft nicht mehr ausreichen würde, sein Lebensprojekt, die Tragödie seines Vaters dokumentarisch aufzuarbeiten, ruft er Johann Zisser, einen aus dem (Mander-)Roman „Garanas“ bekannten Schriftsteller um Hilfe (man erahnt dahinter die Konturen des Autors), der nun seinerseits in die Machenschaften des Stalking-Verbrechers gerät. Der sterbende Karl Plach kann aber noch die Beweise liefern, die den Verbrecher endgültig überführen.

Die erzählte Zeit reicht vom Jahr 1936, dem Jahr des Doppelselbstmords des Ehepaars Plach, bis zum Jahr 2002, dem Tod seines Sohnes Karl an den Folgen der verbrecherischen Machenschaften seines Schwiegersohns. Das sind 66 Jahre, in biblischer Symbolik eine „verstärkte“ Zahl der Unvollkommenheit, ein Zeitraum der „Bedrängnis“, in dem die Gerechten „im Feuer geprüft werden“. Geschichtlich gesprochen sind es die Jahre vom Nationalsozialismus bis in das Computer-Zeitalter. Der Anfang steht im Zeichen eines staatlichen Irrgangs, das Ende wird beherrscht von den Verbrechenstaten eines einzelnen, in dem sich aber eine ethisch orientierungslos gewordene Gesellschaft manifestiert. Das Böse wandelt seine Gestalt, aber nicht seine Macht. Es tarnt sich mit den Masken „Prestige“, „Erfolg“, „Vorteil“, „Gewinn“, „leichtes Spiel“ oder „Staatsraison“. Sohn Plach steht im Kampf um die Aufdeckung dieser Masken des Bösen: „Jetzt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts – das ganze 20. Jahrhundert im Blick – von Tsushima bis Nagasaki, von Sarajevo bis Berlin, von Dachau bis Auschwitz – wäre jede weltliche Heilsgewissheit eine Wahrheitslästerung! Visionen sind als Illusionen entlarvt. Unbezähmbare Raubtierhaftigkeit bricht in allen Rängen wissenschaftlich hochgerüstet durch. Wertfreie Sofortwirkungen gelten als pragmatischer Handlungsansatz.“ (60) Alle Lebensbereiche, von Familie bis zu Staat, Wirtschaft und Wissenschaft, unterliegen derselben Bedrohung. Der Brückenfall von Wien ist wie eine Metapher für etwas, das in all diesen Lebensbereichen, auf je verschiedene Weise immer wieder geschehen kann. Die biblische Mahnung „Seid wachsam!“ möchte man als Folie des gesamten Textes bezeichnen. Das vom Autor tief gefühlte Verhängnis Österreichs bildet, so möchte man ergänzend hinzufügen, auch den Hintergrund eines großen Werkes, das 1937, im Jahr der pompösen Brückeneröffnung, in Wien uraufgeführt wurde: Franz Schmidts Vertonung der Apokalypse des Johannes („Das Buch mit den sieben Siegeln“), ein Oratorium, das die Zeit der Bedrängnis und die Aufdeckung der Herrschaft der Lüge („Babylon“) musikalisch zur Sprache bringt.

Der Autor entwickelt für diesen Roman eine eigene Erzähltechnik, die zunächst auf ein älteres Muster zurückgreift, dann aber in einem wesentlichen Punkt abwandelt: Da gibt es jemand, der das Material sammelt (Karl Plach); der aber andererseits nicht in der Lage ist, daraus eine Geschichte zu formen. Dies besorgt dann der „Autor“ (Johann Zisser). Diese Konstellation gibt den beiden reichlich Gelegenheit, zu grundsätzlichen Fragen des Schreibens Stellung zu nehmen. Angesichts der bestürzenden Einsichten in das Schicksal von Vater und Sohn Plach wird dem Schriftsteller die Sinnhaftigkeit des Schreibens immer wieder zur Frage. In Kapiteln, die mit „Zissers Einsprechung“ überschrieben sind, legt er sich in wiederholten Anläufen die Frage nach den letzten Gründen seines Schreibens vor: „Ist sogar die Titanenarbeit des Romanschreibens eine Resignationsform? Das Verwandeln von Leid in Form, aber nicht in Freude; Entfaltung der Besserungskraft in Sätzen, nicht in Bewegung; der Wut in Sprache, aber nicht in Freiheit.... Dennoch: Bei der Vorstellung, kein Schriftsteller zu sein, erfasst mich Panik! Als ob ich dann eine leer laufende Mühle wäre...“ (72) Seinem Nachdenken werden Parteien, Ideologien, Religionen, auch die Wissenschaften zum Problem: Wem dienen sie zuletzt? Verlocken sie die Menschen nicht zu einer Fahrt auf einer „Gespensterbahn“? (137) Ob es nicht gerade der besondere Dienst der Literatur wäre, die je verschiedenen „Gespensterbahnen“ anszumachen? „Gäbe es eine Disziplin, die durchblickend, querdenkend, schöpferisch, welthältig und gottvoll genug sein könnte, Auswege zu entwickeln: Die Literatur?“ (137)

Die Wissenschaft, von der man sich so viel erhofft, entfernt sich immer mehr vom Menschen, ihre „Aufklärung“ dient nicht mehr dem Menschen. Darum versteht er sich selbst immer weniger und wird umso leichter zum Opfer von irgendwelchen Heilsversprechungen: „Der Roman ist viel stringenter als Wissenschaft, ihm ist keine Form auferlegt, außer jener, die sich aus der Isomorphie [Übereinstimmung, W.H.] mit personalem Erleben ergibt. Er unterliegt keinem Fachbereich, keiner Disziplinkonvention, er ist einem viel härteren Kriterium ausgesetzt: Der Repräsentanz des Objektiven im subjektiv abrollenden Kosmos. Der Stoff ist das All, der Stil folgt dem Gestammel eines kleinen blinden Geschöpfs.“ (35) (Man denkt

an Wittgesteins Satz im „Tractatus“: „Wir fühlen, dass selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Probleme gelöst sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.“) Bereits die bisherigen Zitate lassen den unverwechselbaren Mander-Stil erkennen, der so gar nicht der konventionellen Leser-Erwartung gegenüber einem Roman entspricht. Auch darüber unterhalten sich die beiden „Autoren“, wenn sie einander den Vorwurf machen (den vielleicht auch mancher Leser bei sich erwägt), nämlich ihrer Prosa mangle es an „Intimität“: „Plach beruft sich auf seine technische Ausbildung und seinen Beruf als Ingenieur sowie vor allem auf seine seelische und körperliche Verstörtheit, die eine andere als eine analytisch-kritische, statisch-substantivische Sprache nicht zulassen.“ Zisser seinerseits bittet um Verständnis dafür, dass er zwar „mit Fleiß“, aber angesichts der Bedrohungen nur „unter seelischem Selbstschutz“ schreiben könne.“ (58)

Die Begleitung des Geschehens durch die Reflexion auf die Schwierigkeiten seiner sprachliche Umsetzung kommen manchem Einwand zuvor, den der Leser da und dort vielleicht erheben möchte. So etwa, wenn er in den Wortmeldungen des Verbrechers doch auf sehr viel Intellektualität stößt, die mit der Brachialgewalt, mit der er vorgeht, nicht zusammengehen gehen will. Oder im Kapitel mit dem Gespräch des Ehepaars vor dem Selbstmord, wo der Professor (im vollen Wissen darum, seinen kleinen Sohn zum Vollwaisen zumachen!) vor seiner Frau die moralische Berechtigung dieser Tat postuliert (Sie: „Joseph, wir ... sterben ... jetzt.“ Er: „Ja, Franziska, aber dem Leben dienend.“ [270]). Hier stößt der Leser an Grenzen der Nachvollziehbarkeit. Man darf sich aber nun tatsächlich nicht auf diese Sätze fixieren. Denn im anschließenden Schreiben des Sohnes an den Schriftsteller finden sich Einschränkungen, die jene Nachvollziehbarkeit „nachreichen“, die man vorher vermisst hat: „Vielleicht war der Sitz seines [i. e. des Vaters] Entsetzens weniger das Sprachzentrum Gehirn als das Herz voll jener Enttäuschung über nicht ausnahmsweisen, abseitigen, sondern allgemeinen und offiziellen Wertverfall.“ Und über die Eltern beide mutmaßt er, dass sie wahrscheinlich „einerseits kleiner, hilfloser, verängstigter, verwirrter waren, als man es nach dem Lesen Ihrer Kapitel vermuten würde, andererseits in ihrem doch wahrhaft bitteren Martyrium aufgrund seiner Form- und Folgenlosigkeit noch schockierender, herzzerreißender, erstickend abgründiger, als es bisher ausgesprochen wurde, gelitten haben.“ (279).

Eine vieldiskutierte Problematik lautet ja, ob der Schrecken, das Granen, der Abgrund für die Ästhetik überhaupt zugänglich ist. Th. W. Adorno stellte einst die Frage, ob es nach Auschwitz noch möglich sei, Gedichte zu schreiben. Jeder Autor, der sich an die Abgründe von Menschsein und Geschichte heranwagt, wird sich diese Frage neu zu stellen haben. Mander beantwortet sie mit einer Erzählweise, in der die Brechung von Faktenund poetisch-ästhetischer Perspektive konstitutiv in die Darstellung eingeht. Das verlangt jedoch dem Leser einiges ab. Er hält immer nur die Enden eines der beiden Textstränge in den Händen, sie verbinden sich nicht zu einer „versöhnenden“ Gesamtschau. Auch der Schriftsteller Zisser gibt es am Ende auf, ein Letztes sagen zu wollen. Auf einer Bergkuppe seiner steirischen Heimat hilft ihm die Landschaft, die Geschichte und ihren Text loszulassen: „Vor dieser Sicht durfte er den Anspruch aufgeben, Vollständiges geliefert zu haben, aber auch die Angst, für Unerfüllbares büßen zu sollen.“ (310)

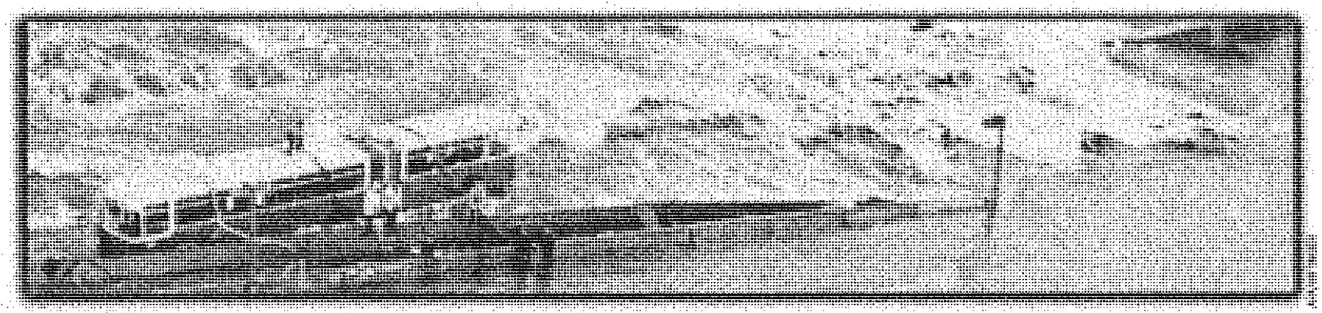
Matthias Mander, Träger des Österreichischen Ehrenkreuzes für Kunst und Wissenschaft I. Klasse (2002), hat mit seinem sechsten Roman ein Bekenntnis zu seiner Heimat abgelegt, das die Wunden der jüngsten Geschichte dieses Landes anspricht. Der Roman gibt zu verstehen, Heimat ist nicht ein Zustand, sondern ein dynamischer Prozess, in dem ein gutes Miteinander-Wohnen und Arbeiten immer erst errungen, erkämpft, ja erlitten werden muss. Der Ernst und die Tiefe dieses Romans sollten nicht unbeachtet bleiben.

P. Willibald Hopfgartner

Franz Graf-Stuhlhofer: Humanismus zwischen Hof und Universität. Georg Tannstetter (Colli-mitius) und sein wissenschaftliches Umfeld im Wien des frühen 16. Jahrhunderts. Wien (WUV-Universitätsverlag) 1996, 192 S., 12 S. Anhang mit 22 Abb., ISBN 3-85114-256-X.

Das Buch fußt auf der Dissertation des Autors und ist Univ.-Prof. Dr. Helmuth Grössing („Praeceptori promotorique meo“) gewidmet, der als erster Fachmann für die Zeitenwende vom Mittelalter zur Neuzeit in Hinsicht auf die Wiener Universität und ihre Lehrer anzusehen ist. Hier ist der in Rain (daher „Collimitius“) am unteren Lech geborene Georg Tannstetter (1482–1535) als Letzter in eine Reihe von Mathematikern und Astronomen einzuordnen, die als erste und zweite Wiener Schule bezeichnet werden. Die erste und bedeutendere Wiener Schule besteht aus dem Dreigestirn Johannes von Gmunden, Georg von Peuerbach und Johannes Müller-Regiomontanus, einem Franken aus der Bamberger Gegend, der als Vater der Trigonometrie („De triangulis“) gilt. Die zweite Wiener Schule wird von den zusammen mit Konrad Celtis von der bairischen Universität in Ingolstadt nach Wien gewechselten Mathematikern Stabius und Stiborius sowie deren Schüler Tannstetter-Collimitius gebildet.

Dr. Graf-Stuhlhofer geht in diesem Buch, das als geglückte Synthese von Biographie und Wissenschaftsgeschichte zu bezeichnen ist, mit Akribie den Dingen auf den Grund, er deckt etliche eklatante Fehler im historischen Schrifttum auf und erhellt auch Sachverhalte, die bisher im Dunkel lagen. Das trifft vor allem für das von Celtis im Jahr 1501 gegründete Poetenkolleg („Collegium



1. August 1976: Einsturz der Reichsbrücke

Jahrelang gewarnt

Der neue Roman von Matthias Mander deckt Schlampereien beim Bau der Reichsbrücke auf und treibt die handelnden Figuren in den Opfertod. VON MARKUS HILDENBRAND

Zwei Ereignisse ließen den 1. August 1976 vielen Österreichern als Katastrophentag dauerhaft in Erinnerung bleiben: Der Einsturz der Wiener Reichsbrücke, der – da früh am Morgen erfolgt – glücklicherweise „nur" ein Todesopfer forderte, und der Feuerunfall Niki Laudas am Nürburgring eröffneten der geschockten Nation unvermutet die Schreckenspforten zur Prüfung durch Wasserfluten und Höllengluten.

Des „Brückenfalles" nimmt sich Matthias Mander in seinem jüngsten Roman an, wobei er den zeitlichen Bogen von den dreißiger Jahren bis in die Gegenwart spannt. Mit dem Bau der alten Reichsbrücke – dem Prestigeprojekt des austrofaschistischen Ständestaates – wurde 1934 begonnen, und er stand von Anfang an unter keinem guten Stern. Die Ungunst der geologischen Verhältnisse behinderten die Bauarbeiten erheblich und zwangen zu gravierenden konstruktiven Abänderungen. Dazu kam ein erbittert geführter Expertenstreit, der mit einem historisch überlieferten Doppelselbstmord endete. Mander verwehrt sich aber gegen eine simplifizierende Lektüre als Schlüsselroman (bei dem die Dekodierung ja dezidiertes Erzählziel ist), sondern verweist im Vorwort dezidiert auf die Fiktionalität seines Romans, „der niemandes Biographie oder Autobiographie" sein wolle.

Karl Plach, von vielfachem Unheil getroffen und Träger eines künstlichen Herzens, tritt an seinen früheren Arbeitskollegen Johann Zisser mit der dringlichen Bitte heran, ihm bei der Rehabilitierung seiner Eltern literarisch behilflich zu sein. Der ehemalige Buchhalter Zisser ist Autor des Romans „Garanas" (tatsächlich Manders zuletzt erschienener Roman), in dem er die kriminellen Machenschaften, die zur mutwilligen Zerschlagung ihrer früheren Firma, eines Schwerindustrie-Unternehmens, geführt hatten, schonungslos aufgedeckt hat. Anfangs widerstrebend nimmt Zisser den Schreibauftrag schließlich doch an, obwohl er sich der Aufgabe nicht ganz gewachsen fühlt: „[E]in Werk über das Schicksal Ihrer Eltern aus sich stetig entfernendem Blickwinkel schaffe ich nicht. Aber die Belege dieser Nicht-Bewältigung, die Spurensicherung könnten wir versuchen." Diese Erzählkonstruktion erweist sich zwar als etwas umständlich, ermöglicht aber andererseits durch die Vervielfachung der Erzählerstimme eine Brechung der Perspektiven und eine differenzierte, selbstreflexive Annäherung an den gewählten Stoff.

Plach möchte den Freitod seiner Eltern als „Märtyrertod" (!) gewürdigt wissen. Sein Vater, Professor an der Technischen Hochschule Wien, habe jahrelang vergeblich vor dem unter den gegebenen Verhältnissen seiner Meinung prinzipiell falschen Konstruktionsprinzip der Reichsbrücke als (unechte) Kettenbrücke gewarnt und grobe Schlampereien beim Bau aufzudecken versucht. Man habe ihn aus Staatsräson mundtot gemacht und vom Institut vertrieben, worauf er gemeinsam mit seiner Frau freiwillig in den Tod gegangen sei, um dadurch auf die verheerende, von höchster Stelle geübte „falsche Sprache" aufmerksam zu machen, denn „[e]s ist ein Unterschied, ob in der richtigen Sprache eine Lüge als Lüge obsiegt [...], oder ob in einer falschen Sprache das Falsche zur maßgeblichen Regel wird".

Leider gelingt es dem Autor nicht, die Motivation zu dieser kompromisslos mutigen aber hinsichtlich der Verantwortung als Eltern auch bedenklichen Tat plausibel zu machen, was an der eindimensionalen Figurenzeichnung und papierenen Dialoggestaltung liegt. „Die Guten" (so auch ein Kapiteltitel) in diesem Roman sind beinahe heiligenmäßige Figuren, sind um ihrer Überzeugung willen bereit, alles, selbst den Tod auf sich zu nehmen („Das Apostolat der Wahrheit hat sein Martyrium"), aber sie wirken in keiner Faser ihres Wesens lebendig, dem Leser fällt es also schwer, an ihrem Schicksal Anteil zu nehmen. Umso weniger, als die Bösewichte ebenso überzeichnet sind. Da gibt es zum Beispiel den Schwiegersohn Rolf Zynniak, ein Mensch von beachtlicher krimineller Energie und maßloser Ich-Bezogenheit, der nicht nur durch systematischen Psychoterror Plachs Ehefrau in den Selbstmord treibt und Plach letztlich durch Drehherz-Sabotage sogar ermordet, sondern durch gewerbsmäßige Umweltverbrechen in Form illegaler Elektronikschrottdeponien auch einen Anschlag auf Zissers Exil und Refugium auf der Koralpe unternimmt ...

Die Hereinnahme der Stalking-Thematik (tatsächlich gibt es in Österreich eine derzeit noch völlig ungenügende gesetzliche Grundlage, um gegen dieses Phänomen unausgesetzter Verfolgung und Belästigung effektiv vorzugehen) überfrachtet den Roman überdies und scheint – trotz aller unbestrittenen Engagiertheit des Autors – strukturell hauptsächlich dazu zu dienen, damit sich in Karl Plach das Schicksal der Eltern wiederholt. Plach kämpft – vergeblich – um ein zeitgemäßes Anti-Stalking-Gesetz, und auch er stirbt als Märtyrer, indem er wissend den geplanten Anschlag auf sein Leben erwartet, sich aber passiv verhält, um durch den Opfertod endlich eine Möglichkeit zu Zynniaks Verhaftung zu schaffen.

Trotz der geschilderten Schwächen ein über weite Strecken fesselndes Buch, das durch seine präzisen topografischen Beschreibungen, sein historisches aber vor allem technisches Fachwissen besticht. Und die Besetzung der Hauptrolle durch die alte Reichsbrücke, einen höchst beeindruckenden Koloss auf – wie man seit dem 1. 8. 1976 weiß – tönernen Füßen, ist tadellos.

DER BRÜCKENFALL ODER DAS DREHHERZ
Roman von Matthias Mander
Czernin Verlag, Wien 2005
320 Seiten, geb., € 24,80

BÜCHERWURM

In Ungarn

Graf Stephan Széchenyi, 1791 in eine der ältesten Adelsfamilien Ungarns geboren, entwickelte sich vom spleenigen Aristokraten zum leidenschaftlichen Politiker, der 1825 beim Landtag in Pressburg als erster eine Rede auf Ungarisch hielt, was damals wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug. Neben der Sprache förderte er auch unermüdlich Wirtschaft und Wissenschaft seiner Heimat. Am Ende dieser faszinierenden, leider etwas langatmig geratenen Biographie steht ein vereinsamter, erschöpfter Mann, der sich 1860 in Wien das Leben nimmt. Heute erinnern die Ungarn die Széchenyi-Lanchíd (Kettenbrücke) in Budapest und ein Porträt auf dem 5000-Forintschein an den Mann, der ihr Land in den Kreis der europäischen Nationen führte. *RD*

GRAF STEPHAN SZÉCHENYI
Der Mann, der Ungarn schuf
Von Andreas Oplatka. Zsolnay Verlag, Wien 2004. 526 Seiten, geb., € 26,70

Im Traum

Das Eindeutige ist nicht immer so eindeutig, wie es scheint oder wie es praktisch wäre – das lehrt die Literatur, das lehren aber auch die Träume, von denen sich die Literatur die eine oder andere Eigenschaft als Verfahrtensweise auch abgeschaut hat. Vor allem als Freiräume der Phantasie hat Literatur die Träume stets geachtet. Die vorliegende Anthologie unternimmt Traumreisen in Gedichte, Erzählungen und Betrachtungen von Else Lasker-Schüler bis Ingeborg Bachmann, von E.T.A. Hoffmann bis Michael Köhlmeier.

TRAUMREISEN
Gedichte, Erzählungen, Betrachtungen
Hg. v. Evelyne Polt-Heinzl u. Christine Schmidjell. Reclam Verlag, Leipzig
2004. 159 Seiten, kart., € 8,90

Zu Fuß

„Der Osten ist etwas, das keiner haben will." Wolfgang Büscher aber hat ihn kennen lernen wollen. Seine Fußreise von Berlin nach Moskau dauerte drei Monate. Für die nun als Taschenbuch vorliegende großartige Reisereportage „Berlin - Moskau. Eine Reise zu Fuß", die dem Leser durch die sensiblen Wahrnehmungen und

Reichsbrücke:

Hängen und Würgen

Von Dieter Lenhardt (Spectrum) 30.07.2005

Sie werde "25 Jahre vielleicht, keinesfalls 50" stehen, prophezeit der Festigkeitstheoretiker Joseph Plach - und wird Recht behalten. 1976, keine 40 Jahre nach der Eröffnung, kollabiert die Wiener Reichsbrücke. Matthias Manders hat aus dem Fall einen Roman gezimmert.

Wenn Schriftsteller "scheitern", haben sie deshalb noch nicht literarischen Schiffbruch erlitten. Volle Regale mit Schiefgegangenem beweisen es. Gerade großen Meistern kann ein Vorhaben auf hohem Niveau missglücken - vor allem gemessen am eigenen erklärten oder unerklärten Anspruch.

Der Erzähler im Roman "Der Brückenfall" steigt gegen Ende des Buchs auf den 2396 Meter hohen Zirbitzkogel, um auf seine Behausung auf der Koralpe (2140 Meter) herabschauen und sagen zu können: Der Fernblick verschaffe ihm "Abstand zur vollen Verantwortung für das Geschehene und Geschriebene". Vor dieser Sicht dürfe er "den Anspruch aufgeben, Vollständiges geliefert zu haben, aber auch die Angst, für Unerfüllbares büßen zu sollen". Die Metaphorik von "Fernblick" und "diese Sicht" ist unüberlesbar. Auch könnte das Zitierte ein über den "Brückenfall" zurückreichendes Lebensbekenntnis des Matthias Mander, Jahrgang 1933, sein. Aber in Wirklichkeit ist natürlich alles noch viel komplizierter.

Denn obiger Erzähler heißt nicht Mander, sondern Zisser, und der hatte sich schon in Manders vorletztem Roman, "Garanas", hinter wiederum einem anderen Namen (~~Max~~ Benedikter) verschanzt. Dieses Kulissenspiel wird durch eingestreute Streitgespräche zwischen Autor, Schreib-

Autor und Sub-Autor ausgeleuchtet, indem Verantwortungen übernommen oder abgelehnt, strategische Kurse vorgeschlagen oder hintertrieben werden. Allein das schon - wir kommen gleich zum Inhalt - ergibt eine schillernde Fiktionsebene, auf der handlungsbegleitend ständig dargelegt wird, dass der Erzähler am Optimum gehindert wird: teils von anderen Menschen, teils aber auch von den abstrusen Wahrheiten, denen aus moralischen Gründen nicht auszuweichen sei.

Nun haben wir also Moral und Wahrheit, die vertrackten Schlüsselbegriffe. Das Sichabquälen mit einer Art von absoluter Moral ist dem neuen Roman noch mehr eigen als älteren Mander-Werken. Geradezu mörderisch beharrt der Protagonist des "Brückenfalls" auf der Wahrheit. "Niemand hat die Wahrheit, wir alle suchen sie", meinte Karl Jaspers einmal. Dem würde Karl Plach (vulgo Matthias Mander?) starr und entschieden widersprechen. In diesem Sinn möchte man dieses jüngste Buch des gebürtigen Grazers ein unösterreichisches nennen, obgleich seine Schauplätze ausschließlich in der Steiermark, in Wien und in Niederösterreich liegen. Worum geht's? Der schwerkranke arbeitslose Techniker Karl Plach wollte schon immer, will aber nach dem Reichsbrückeneinsturz am 1. August 1976 immer monomanischer seinen Vater posthum rehabilitieren. Der Festigkeitstheoretiker an der TH Wien, Joseph Plach, hatte ab 1934 die völlige Fehlplanung der neuen Reichsbrücke erkannt, errechnet, bewiesen - und war mit seinen Einwänden bei Politik und Kollegen auf taube Ohren gestoßen. Plach sen. sagte den Einsturz zeitlich sehr genau voraus: Die Brücke werde "25 Jahre vielleicht, keinesfalls 50" halten. Das Prestige- und Arbeitsbeschaffungsprojekt des Schuschnigg-Regimes wurde freilich nicht gestoppt, die Brücke am 10. Oktober 1937 eröffnet, der unbequeme und nicht schweigen wollende Mahner aus der Technischen Hochschule entfernt. Am 1. November brachten sich Plach und seine Ehefrau gemeinsam um, aus Wahrheitsliebe.

Der Sohn Karl Plach wendet sich nun, 65 Jahre später, an Johann Zisser, den Schreibgewandten. Und dieser erklärt sich unter Hängen und Würgen bereit. Er verfasst, die Aufzeichnungen Joseph Plachs

verwendend, den "Roman" dieses Aufrechten. Dabei verschmelzen Dokumentiertes und Erfundenes zu einem eisenharten Guss. Nicht jedermann schafft das Pein, nur dem grundsätzlichen Gegner solcher Mischkulanz - nämlich dem Gegner der irreführenden Durchmischung historischer Tatsachen mit angeblichen Dokumenten.

Ja, wenn's nur das wäre. Aber Matthias Mander will einen Parallellauf. Karl Plach, der Sohn also, wird von seinem psychopathischen Schwager mit teuflischen Verleumdungen in den Tod gehetzt. Bald versagt sein Herz; ihm wird eine künstliche Blutpumpe ("Drehherz") eingesetzt. Dann begeht seine Frau, von ebendiesem Schwager verfolgt, Selbstmord. Die Auftritte des verrückt-kriminellen Verfolgers, seine Dialoge mit Plach und Zisser, sind seltsam schwach und unglaubwürdig; die Opfer spielen die Wehrlosen, geben beherrschte Floskeln von sich und nehmen die fürchterlichsten Drohungen und Machenschaften hin. Warum? Damit Mander zeigen kann, dass die Zweite Republik kein Anti-Stalker-Gesetz hat und haben möchte? Keine Handhabe also gegen die "obsessive, destruktive Fixierung auf einen anderen Menschen, ohne dass dieser es wünscht oder unterbinden könnte"? Wie schon ein (Bau-)Sektionschef den Vater 1937, so wirft ein (Justiz-)Ministerialrat 2003 den Sohn nach langem Streitgespräch aus dem Ministerium. Die Hochbürokratie, Sklavin einer versumpften und verlogenen Politik, hat in beiden Fällen versagt, hat die Probe auf die Wahrheit nicht bestanden.

Nun setzt Mander das autoritäre Ständestaatsregime durchaus nicht explizit mit einer demokratischen Regierung der Jetztzeit gleich. Nur tut er nichts gegen den Eindruck, sein Parallelslalom ende für beide im selben vertrackten Topf: Politik ist prinzipiell, daher immer pfui, sie ist Feindin der Wahrheit. Ein angesehener Romanautor verstärkt, was viele einfachere Medien ohnehin Tag für Tag den Menschen einhämmern. So muss die Politik in einer freien Demokratie an die Grenze des Unmöglichen geraten.

Freilich, das Positive überwiegt in der Durchführung bei weitem: Die technischen Schilderungen des Brückenbaus sind nicht nur klar verständlich, sondern auch mitreißend, die liebevoll gedehnte

Schilderung des Puch-Motorrads 250 T3, eines Stolzes österreichischer Ingenieurskunst der Zwischenkriegszeit, liest sich geradezu rührend. Auf der anderen Seite weiß man so schnell niemanden, der es heute so eindringlich und zugleich unaufdringlich verstünde, uns österreichische Landschaften vor Augen zu stellen, in stiller und schöner Sprache, die weder gestrig noch heutig ist.

Selbst das Scheitern kann groß sein. Ich gebe auch zu, dass mich einige Stellen des Mander-Romans aufgewühlt, also mehr als nur ergriffen haben. Nur von der gewählten Art der fanatischen Verteidigung von Moral und Wahrheit bis in den Tod, von diesem fundamentalistischen Moralismus, halte ich nichts. Ein subjektives Urteil. Mögen viele Leser nachprüfen, ob es zu Recht gefällt ist. Keiner wird sich dabei langweilen.

Matthias Mander: Der Brückenfall oder Das Drehherz. Roman. 320 S., geb., € 24,80 (Czernin Verlag, Wien)

Gooooooogle-Anzeigen

Wollen Sie Autor werden?
Das Handwerkszeug können Sie bei der Schule des Schreibens lernen!
www.autorwerden.de

Schreiben Sie ein Buch?
Verlag aus HH veröffentlicht es Kostenlose Autorenmappe bestellen!
www.meinbu.ch

Ein Buch der Schatten
braucht jede Hexe Sie findet es im Hexenshop
www.dragon-lady.de

top ↑ zur Ressort - Übersicht →

ARTIKEL - FEATURES

Ihre Meinung | Artikel versenden | Newsletter bestellen | Printversion

LESERBRIEFE **Beitrag posten>>**

Es sind zur Zeit keine Leserbriefe vorhanden.

HOME | POLITIK | BUSINESS | CHRONIK | KULTUR&MEDIEN | SPORT&MO
Feedback | Privacy | Kontakt | Impressum | Mediadaten
Copyright - diepresse.com | Implementierung - hlw.co.at

Verurteilung und Hinrichtung

Zu einer „Buchrezension" von Matthias Mander's „Der Brückenfall oder Das Drehkreuz", Roman, durch Dieter Lenhardt in „Die Presse/Spectrum", 30.7.2005.

Der Titel - ***„Hängen und Würgen"*** - des als Buchrezension im spectrum der Presse ausgewiesenen Textes von Dieter Lenhardt suggeriert nicht nur die Assoziation des Procedere einer Hinrichtung, sondern ist - da frei und willentlich gewählt - so etwas wie eine Punze.

Am Ende des Textes steht auch die Erklärung für das - wie der Rezensent berechnenderweise (um einem möglichen Vorwurf von vornherein die Spitze abzubrechen) einräumt - ***subjektive Urteil*** - nein, kein Urteil über die literarische Qualität des Buches - sondern das Urteil, daß der Autor gescheitert ist; woran, wird nicht an Kriterien gemessen und beweiskräftig nachgewiesen. Nein, gescheitert ist, so urteilt der Rezensent, der Autor Matthias Mander mit seinem Buch am Rezensenten eben, genauer gesagt, an dessen Ablehnung „der gewählten Art der fanatischen Verteidigung von Moral und Wahrheit bis in den Tod, von diesem ***fundamentalistischen Moralismus***". Davon hält der Rezensent nichts; und bemüht ein Zitat des Philosophen Jaspers und spricht von „Moral und Wahrheit" als „die vertrackten Schlüsselbegriffe". Dies unter Verwendung eines wirklich fragwürdigen (modisch-zeitgeistigen) Schlüsselbegriffes, wenn er Moral und Wahrheit und ein Festhalten an diesen bis in den Tod als „fundamentalistischen Moralismus" abtut. Naja. Dafür sind hunderttausende gestorben, von den christlichen MärtyrerInnen bis zu den WiderstandskämferInnen gegen Diktaturen, in ihrem Widerstandskampf für Wahrheit, Gerechtigkeit und (Gewissens-) Freiheit. Na bravo! Darf man da nicht von Leichtfertigkeit, von bedenkenloser Gewissenlosigkeit sprechen, wenn man als Rezensent am Schreibtisch solche lebensopfernden Haltungen als fundamentalistischen Moralismus abtut? Jedem das Seine. Aber Widerspruch muß hier sein. Und das muß sich selbstverständlich ein Rezensent gefallen lassen: diesen Vorwurf der Leichtfertigkeit; um kein anderes Wort zu gebrauchen. Was jemand mag oder nicht mag, ist seine Sache. Das hat aber als Urteilsbegründung für einen Sachverhalt, für eine Beurteilung, und gesteigert für eine Verurteilung, nichts zu suchen. Es reicht einfach nicht aus, ist illegitim.

Eigentlich genügt dies schon ganz allein. Daß jemand einen Sohn, der das Andenken an seinen Vater, der ein Opfer einer menschenverachtenden Politik geworden ist, unter allen Umständen retten will, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen will, und zwar öffentlich - rehabilitieren" nennt man so etwas - als ***„monomanisch"*** abstempelt, das erfaßt nicht den Charakter und die Handlungsweise dieses Menschen, sondern schmäht sie, weil sie ihn falsch einordnet. Es geht hier nicht um eine pathologische Obsession, sondern um Gerechtigkeit.

„Politik ist prinzipiell, daher immer pfui, sie ist die Feindin der Wahrheit" Und weiter, daraus schließend: *„So muss die Politik in einer freien Demokratie an die Grenzen des Unmöglichen geraten"*. Ein Trugschluß! Sie „muss" gar nichts. Sie kann und könnte auch anders sein. Das ist Forderung, Ziel und Maßstab zugleich, für den Menschen, für die Politik (Platon: „Der Staat"). „Utopie Hoffnung" (Ernst Bloch) dem entgegengesetzt; um auch ein Philosophenzitat zu verwenden. Mit „Pfuj!" gibt man nicht nur seine Position, sondern auch seinen Anspruch, vielleicht seine Würde auf. Ja natürlich, das hat wiederum etwas mit Moral, nein anders: mit Ethik zu tun; und nichts mit Liberalismus (Der Zweck heiligt die Mittel).

„Hängen und Würgen" als Exekutionsurteil über einen Schriftsteller, dem man anlastet, daß er gescheitert ist; vielleicht am Anspruch eines Rezensenten, der sich zum Richter gemacht hat?

P.P.Wiplinger - Wien, 1.8.2005

ERZÄHLEN, UM ZU BESTEHEN

Anmerkungen zu Matthias Manders neuem Roman „Der Brückenfall oder Das Drehherz“

von Christian Teissl

1

Matthias Mander baut mit seinem neuen Roman auf jenem sicheren Fundament auf, das in der Gestalt seines Buches „Garanas oder Die Litanei“ seit vier Jahren bereits vorhanden ist. Wenn sich auch die Thematik seither gewandelt hat, so ist die Art der Komposition, der Figuren- und Weltgestaltung im Wesentlichen unverändert geblieben: Abermals legt Mander einen vielschichtigen Text vor, der sich unablässig selbst reflektiert und in Frage stellt, einen Text, den man als eine fiktive Dokumentation, aber auch als eine Klage- und Anklageschrift lesen kann, der sich allerdings im Dokumentarischen ebenso wenig erschöpft wie in Klage und Anklage.

Vor allen Dingen handelt es sich bei „Der Brückenfall oder Das Drehherz“ um einen Roman, der vom Schreiben einer Lebensgeschichte, vom Errichten eines Denkmals aus Worten (und nicht nur aus Worten) erzählt und die damit verbundenen ebenso schmerzlichen wie heilsamen Anstrengungen zur Sprache bringt und darstellt, als einen Weg und eine Möglichkeit, sich selber aufrecht zu erhalten und seinen Erinnerungen eine Form zu geben, den eigenen Standpunkt zu klären und die Vergangenheit in der Gegenwart sichtbar oder jedenfalls: erahnbar zu machen. Es ist dies ein Unterfangen, das für die Beteiligten kein bloßer Zeitvertreib, sondern lebensnotwendig ist, ein Unterfangen auch, das auf mannigfache Weise an Grenzen führt: an die Grenze der Darstellbarkeit, hinter der nur mehr Schweigen ist, an die Grenze der eigenen Kräfte und schließlich an jene Grenze, die man nur einmal überschreiten kann: die Grenze des Todes.

Die Menschen, die Mander darstellt, deren Denken und Sprechen, deren Ängste und Hoffnungen, deren Handlungen und deren Schicksal er in und kraft seiner Sprache Gestalt verleiht, ringen unentwegt mit ihrer Verzweiflung; sie sind gleichermaßen hoffnungslos wie hoffnungsvoll darum bemüht, ihrer eigenen kurzen Frist, ihrer eigenen Sterblichkeit etwas abzutrotzen, das, bei aller Flüchtigkeit im Einzelnen, als Ganzes überdauern mag. Es sind Geschlagene, vom Leben Gezeichnete, und gleichzeitig sind es Menschen, die sich von der Welt nicht abwenden, sondern sich ihr immer wieder und gegen alle vorhandenen Widerstände zuwenden, sich ihr aussetzen, in ihren Lauf immer wieder einzugreifen versuchen, und sei dies noch so aussichtslos.

Garanas als geographischer Gegenpol zu Wien ist auch in diesem neuen Roman von größter Bedeutung (der Name ist slawischen Ursprungs und bedeutet einen mit Dornenhecken umfriedeten, geschützten Platz, der leicht zu verteidigen ist; bezeichnet ist damit ein Gebirgsdorf im steirisch-slowenischen Grenzgebiet); dieser Ort steht freilich nicht für eine Absage an die Machenschaften der gegenwärtigen Welt, nicht für einen endgültigen und unwiderruflichen Rückzug, sondern für immer neue Aufbrüche in eben diese Welt. Garanas ist somit nicht Endpunkt, sondern, wieder und wieder, Ausgangspunkt für den fiktiven, den impliziten Autor des „Brückenfalls", Johann Zisser, der uns bereits aus dem vorangegangenen Roman vertraut ist und den wir bei aller gebotenen Vorsicht als ein alter Ego des Autors ansprechen dürfen. Seine Gestalt ist nicht einfach zu fassen, der Umriss seiner Persönlichkeit bleibt im Vagen; er drängt sich nicht in den Vordergrund, lenkt die Aufmerksamkeit nicht auf sich. Seinem Wesen nach ist er selbstlos, gleichzeitig aber stets im Zweifel über diese seine Selbstlosigkeit. Er steht der Geschichte, die er uns zu erzählen versucht, nicht als Souverän gegenüber, er verfügt nicht über sie, sondern stellt sich in ihren Dienst. Seinem Schreiben eignet somit ein beinahe religiöser Charakter, will es doch niemals Selbstaussage, niemals Ausdruck seiner eigenen Existenz sein, sondern im Zeichen einer überpersönlichen Idee stehen und sich im Sinne der christlichen Nächstenliebe für andere engagieren. War im Roman „Garanas" die schriftstellerische Arbeit dieses fiktiven Autors, den Mander als Vermittler zwischen sich und die von ihm episch gestaltete Welt stellt, vor allem Therapie und Bewältigung, so bedeutet sie im neuen Roman den Versuch einer Hilfeleistung, den Versuch einer Ehrenrettung.

Was Mander in seinem Roman „Wüstungen" von 1985 eine seiner Figuren aussprechen lässt, liest sich im Blick auf dieses sein neues Buch und auf sein alter Ego Johann Zisser als ein ethisches Programm und darüber hinaus auch als eine Maxime, in der das wesentliche Element seines Romanschaffens gebündelt und lapidar zum Ausdruck gebracht ist: *„Die Welt lieben und so in ein von mir gewähltes Bezugssystem bringen, dem sie nicht ohne Verbesserung entkommt."* – Diesen Satz aus den „Wüstungen" gilt es sich vor Augen zu halten, will man sich der komplexen, in die Tiefe der Jahre hinabreichenden, dichten Schrift des „Brückenfalls" annähern und will man den Standort ihres Autors verstehen. – Die Befunde Matthias Manders fallen wie schon in „Garanas" so auch hier ernüchternd aus; die Umwelt wird von seinen Figuren – von Zisser wie von seinem Vis-à-vis und Auftraggeber Karl Plach, in besonderem Maße auch vom Protagonisten der historischen Binnenerzählung, Joseph Plach, – vielfach als feindlich, als abweisend wenn nicht überhaupt als ignorant, als gleichgültig erlebt (und Gleichgültigkeit ist schließlich nichts anderes als eine Form von

passiver Brutalität); dennoch halten sie alle und hält mit ihnen der Autor an eben diesem Programm fest: die Welt zu lieben und eine Ordnung, eine geistige und moralische Ordnung zu schaffen, mit deren Hilfe eine Verbesserung, eine Modifikation, eine kleine Korrektur wenigstens möglich sein könnte.

Matthias Manders neuer Roman erweist sich somit nicht nur als ein von Grund auf ethisches, sondern als ein eminent politisches Werk. Politisch ist es in dem Sinne, den der katholische Philosoph Theodor Haecker (1879-1945) verdeutlicht hat, als er zu Anfang der dreißiger Jahre, in seinem Essay „Der Mensch im Chaos", zwei Fragen aufwarf, die Frage nach dem Wesen und die Frage nach dem Ziel alles Politischen, und darauf die folgenden Antworten fand: Das Wesen des Politischen sei die Gerechtigkeit, sein Ziel der Friede. Gerade das ist es, was die drei Protagonisten dieses Romans auszeichnet und in genau diesem subtilen Sinne ist ihr Handeln politisch: Sie trachten danach, Gerechtigkeit zu erlangen und Frieden zu finden. Ihre Tragik allerdings besteht darin, dass sie Gerechtigkeit letzten Endes nur um den Preis der Selbstaufgabe erlangen, Frieden aber nur in seltenen Momenten, in Momenten der stummen Übereinstimmung mit der Welt – und schließlich im Tod finden können.

2

„Der Brückenfall oder Das Drehherz" vereint viele Qualitäten und Eigenheiten von Manders gesamtem bisherigem Schaffen, bündelt sie und bereichert sie zudem durch neue Facetten. Viele Querbezüge, formaler, stilistischer wie inhaltlicher Natur, lassen sich herstellen nicht allein zum vorangegangenen, sondern zu allen anderen bisher erschienenen Romanen des Autors. Das Arbeitsprinzip des „Textes im Text", der Verschränkung unterschiedlicher fiktionaler Ebenen, die fortwährende Thematisierung des Schreibens und der Literatur, die Einführung fiktiver Autoren in den Roman-Kosmos findet sich im bisherigen Werk Manders ebenso wie die Darstellung eines kollektiven Schreibprozesses, einer gemeinsam erarbeiteten Bestandsaufnahme und Zeitdiagnose (wie sie bereits der erwähnte Roman „Wüstungen" zum Gegenstand hat und zur Darstellung bringt). Auch die Zersplitterung des Romantextes in viele kleine und größere Bruchstücke, die geradezu systematisch vorangetriebene „Entfabelung" des Romans (die ja bereits eine lange und große Tradition hat, markiert nicht zuletzt durch die Namen Musil und Broch) waren in der Vergangenheit für die Romanprosa Manders, beginnend mit dem viel beachteten „Kasuar" von 1979, wesentliche und prägende Konstanten und sind dies auch geblieben.

„Der Brückenfall oder das Drehherz" erweist sich in seiner Gestalt wie in seinem Gehalt jedoch nicht allein als Fortschreibung dieser langen Linie, die der Autor in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich verfolgt hat, sondern vor allem auch als eine unmittelbare, organische Fortsetzung seines letzten Romans „Garanas", als das mittlere Glied einer Trilogie, zu der sich die hier erzählte Welt in den nächsten Jahren noch ausformen und abrunden wird, wie es auch bereits der Form einer Trilogie bedurfte, um die Welt des fiktiven Konzerns der EBC, der Erz-Blech-Chemie, die Mander so unnachahmlich zu zeichnen wusste, hinreichend erfassen und ausloten zu können.

In diese zweite große Roman-Welt Manders, die unserer eigenen, gegenwärtigen Realität zum Verwechseln ähnlich sieht, in der Fakten und Fiktionen ineinander verschränkt sind und in der Geschichte stets Gegenwart und Gegenwart stets auch historisch ist, in diese Roman-Welt führt bereits der erste Satz: *„Das Vorbild einer Romanperson war gestorben, und viele andere Buchgestalten baten nun den Autor um die Grabrede."* – Der immanente Autor aus dem Roman „Garanas", Johann Zisser, ist es, der uns hier wieder begegnet; er wird – dies ist der Ausgangspunkt der Rahmenerzählung – nun mit einem Schreibauftrag durch einen ehemaligen Arbeitskollegen konfrontiert. Der mit diesem Auftrag an ihn herantritt, ist der schwer gezeichnete Karl Plach, den nur mehr ein künstliches Herz, ein Drehherz, am Leben erhält (er tritt übrigens als eine von vielen „Nebenfiguren" bereits im Roman „Garanas" in Erscheinung). Es kommt in weiterer Folge zu einem Treffen, einer längeren Aussprache. Plach appelliert dabei an Zissers Gewissen als Schriftsteller, an seine Wahrheitsliebe, und lässt diesem im Grunde gar keine andere Wahl, als seinen Auftrag umzusetzen. Gemeinsam schließlich unternehmen sie den Versuch, Schicksal und tragische Größe von Karl Plachs Vater, Joseph, anhand vorhandener Dokumente und hinterlassener Schriften sukzessive aufzuarbeiten und für die Nachwelt in erzählender Form darzustellen.

Joseph Plach hatte, als führender Theoretiker an der Technischen Hochschule in Wien, bereits in der Planungsphase die Fehlerhaftigkeit der Neuen Reichsbrücke, ihre fehlerhafte Konstruktion, ihre den geologischen Gegebenheiten absolut unangemessene Bauweise und später schließlich ihre fahrlässige Ausführung erkannt und deren Einsturz, zu dem es dann bekanntermaßen am 1. August 1976 kommen sollte, vorausgesehen, war aber mit seiner Kritik auf taube Ohren gestoßen und schließlich, zum widerspenstigen und unangenehmen Quertreiber abgestempelt, aus seinem Lehramt vertrieben worden. Jede Kritik an diesem Renommierprojekt des Ständestaates wurde, wie sich an seinem Schicksal erweist, als ein „unpatriotischer Akt", ja geradezu als Verrat, angeprangert, und der Kritiker geriet in völlige Isolation. Aus dieser Isolation weiß Joseph Plach keinen anderen Ausweg als den des

Freitodes, dem er sich gemeinsam mit seiner Frau überantwortet. – Dies ist, in groben Strichen, die Binnenerzählung dieses Romans, eine in ihren wesentlichen Elementen wahre Geschichte, die zurückführt in das Österreich der dreißiger Jahre, in den christlich-autoritären Ständestaat. Getragen und kontrastiert wird diese Geschichte von der – überaus zerklüfteten – Rahmenerzählung, die einerseits den gemeinsamen Schreibprozess Zissers und seines Auftraggebers, Karl Plach, ihre Auseinandersetzungen und Reflexionen, immer wieder aufs Neue beleuchtet, andererseits aber auch Karl Plachs private Tragödie umkreist. Ausgelöst wird sie durch seinen Schwiegersohn Zynniak, einen sog. Stalker, der ihn und seine Frau mit notorischen und ungeheuerlichen Verleumdungen verfolgt und terrorisiert.

3

„Der Brückenfall oder Das Drehherz", ein Roman, den der Autor selbst durchaus als ein „Sachbuch" versteht, ist in gewisser Weise ein Buch über Märtyrertum: Sowohl der Protagonist der historischen Binnenerzählung, Professor Joseph Plach (eine fiktive Figur mit realem Vorbild), als auch sein Sohn Karl, der uns in der Rahmenerzählung begegnet, tragen unübersehbar die Züge von Märtyrern; ihnen ist jegliche „Leichtigkeit des Seins" verschlossen; von einem überaus hohen Aufgabebewusstsein geprägt, von einem Verantwortungsgefühl, das bis zur Selbstpreisgabe führt, bieten sie, da sie sich jeglicher Tarnung und rein äußerlichen Anpassung verweigern, einer aus den Fugen geratenen Welt zahlreiche Angriffsflächen.

Das Strukturprinzip, nach der Binnenerzählung und Rahmenerzählung dieses Textes montiert sind, zeigt sich an diesen beiden Figuren besonders deutlich; es ist jenes der Spiegelung und Verdoppelung über eine zeitliche Kluft von mehreren Jahrzehnten hinweg. Karl Plach wirkt, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen seiner Charakterzüge wie ein Spiegelbild seines Vaters; sein Kampf um ein Anti-Stalker-Gesetz erscheint uns wie ein Analogon jenes Kampfes, zu dem sein Vater sich einst gegen den mangelhaften Bau der Reichsbrücke und gegen die Geisteshaltung, die sich in ihm manifestierte, gezwungen sah.

„Der Brückenfall oder Das Drehherz" ist zum Zweiten, wie bereits angedeutet, ein Buch auch über Sinn und Grenze schriftstellerischer Bemühungen, über das Schreiben eines Lebensromans, der notwendigerweise Fragment bleiben muss, über die erzählerische Annährung an ein fremdes Schicksal, darüber hinaus ganz allgemein ein Buch über das Schreiben. Alle drei Hauptfiguren, nicht allein der dafür prädestinierte Johann Zisser, begegnen uns als Schreibende; auch sein todkranker Auftraggeber, Karl Plach, der den geplanten Lebens-Roman über seinen Vater, ungeachtet seiner zunehmenden Kraftlosigkeit

und Todesnähe, eingreifend mitgestaltet und somit selbst in die für ihn ungewohnte Rolle des Schreibenden schlüpft. Die drei Kapitel „Zissers Einsprechungen" (formal durchaus ein Pendant zu „Zissers Tastatur" im Roman „Garanas"!) enthalten fragmentarische Reflexionen über das Schreiben, den Roman als Form der Welterfassung und den Schriftsteller. Zwei Proben mögen die Art dieser Reflexionen verdeutlichen; an einer Stelle der ersten Zisser'schen Einsprechung heißt es über das gemeinsam in Angriff genommene Projekt: *Die Erzählmaschine ist angeworfen. Sowohl für Plach wie für Zisser kann ab nun keine Lebensminute mehr unbewertet verstreichen. Jeder Augenblick, jede Beobachtung, jeder Ausspruch, jeder Handgriff sind von Bedeutung, sind Inhalte, nützliches Geflecht. Die Erzählaufgabe ist eine Herz-Lungen-Maschine, um dem längst verhängten Urteil zu trotzen: Es ist der im Weitersprechen abgewehrte Hirntod, der sie immer noch erzählen lässt...*

Und an anderer Stelle, ebenfalls in der ersten „Einsprechung", heißt es über die Form des Romans, ihre Aufgaben und Vorzüge, ihr Wesen und Ziel:

Der Roman ist viel stringenter als Wissenschaft, ihm ist keine Form auferlegt, außer jener, die sich aus der Isomorphie mit personalem Erleben ergibt. Er unterliegt keinem Fachbereich, keiner Disziplinkonvention, er ist einem viel härteren Kriterium ausgesetzt: Der Repräsentanz des Objektiven im subjektiv abrollenden Kosmos. Der Stoff ist das All, der Stil folgt dem Gestammel eines kleinen blinden Geschöpfs.

Ergänzt werden diese bruchstückhaften Reflexionen durch die Marginalien des zweiten Autors, Plach, (portioniert in vier „Einsprechungen"), wodurch dessen Bedeutung und Gewicht innerhalb des Textgefüges markiert wird. – Im Kapitel „Das Gesicht" schließlich ist eine Diskussion zwischen den beiden fiktiven Autoren über ihr gemeinsames Projekt und den toten Punkt, an dem es angelangt ist, Gegenstand der Erzählung. Dieses Kapitel erscheint somit geradezu als ein Schlüssel zur Gesamtkonzeption dieses Textes; in ihm zeigen sich die spezifischen Vorzüge und Risiken, die eine solche Engführung von Text und Welt, von Fiktion und Realität in sich birgt. Es ist eine Passage, in dem über Texte gesprochen und über deren Verwendung diskutiert wird; dabei handelt es sich um die hinterlassenen Aufzeichnungen des Protagonisten der Binnenerzählung. Denn nicht nur Karl Plach, auch sein Vater figuriert als ein Schreibender, als Autor; es waltet in beiden Fällen ein Zwang, die eigene Not und jene der anderen durch das Schreiben zu wenden. Die Aufzeichnungen Joseph Plachs schließlich werden zum integralen Bestandteil des fiktiven Textes, dessen Entstehen wir mitverfolgen, wie auch des Gesamttextes, der sich daraus ergibt und der uns nun vorliegt.

„Der Brückenfall oder Das Drehherz" ist drittens, in seiner Binnenerzählung, ein Roman über einen Abschnitt jüngerer österreichischer Geschichte, der bis zum heutigen Tag heftige

Kontroversen hervorruft: die Periode des autoritären Ständestaats, die in der österreichischen Literatur immer noch verhältnismäßig wenig Niederschlag gefunden hat. In einzelnen Abschnitten, die, chronologisch gereiht, in Stationen den Weg eines Unbeugsamen in den Freitod nachzeichnen, spiegelt sich der Weg Österreichs in den Untergang, in die Barbarei wider. Die unheilschwangere Atmosphäre jener Jahre wird in den einzelnen, in sich geschlossenen Textstücken, die der fiktive Autor Zisser über den zu Unrecht vergessenen Joseph Plach verfasst, lebendig.

Bei der Lektüre dieses Romans, aber auch anderer Texte Matthias Manders fallen mir immer wieder die folgenden, ungemein bezwingenden Sätze ein, die Herbert Eisenreich in seinem Essay „Portrait und Erfindung" formuliert hat: „Ehe der Schriftsteller irgend etwas portraitiert, muß er es – diesen Ehrgeizigen, diesen Wald, dieses Kind, diese Gasse, diese Gewohnheit – zu einem Teil seines eigenen Schicksals gemacht haben, so daß, was er niederschreibt, ganz aus ihm selber hervorgeht: Glück von seinem Glück, Laster von seinem Laster, Not von seiner Not, Erlösung von seiner Erlösung. So paradox es klingt: erst dieser Prozeß der subjektiven Aneignung eines objektiven Sachverhalts ermöglicht dessen objektive Darstellung."

Matthias Manders Objektivität ist ganz in diesem Sinne subjektiv fundiert. Er gestaltet immer nur das, was ihn existenziell betrifft; Voraussetzung für jedes erzählende Unterfangen war ihm immer und ist bis heute die Erschütterung. Die Gestalten, die Charaktere des nun vorliegenden Romans „Der Brückenfall oder Das Drehherz" sind längst Teil seines eigenen Schicksals geworden. Er geht in ihrer Welt auf und ab und sie in der seinen. Hoffen wir, dass sie einander noch oft begegnen werden!